

Meredith Walters
Für uns macht das Universum Überstunden

A. Meredith Walters ist vor Kurzem aus den USA nach England gezogen und derzeit damit beschäftigt, sich an das Fahren auf der anderen Straßenseite, an Fish and Chips und alle anderen britischen Eigenheiten zu gewöhnen. Ehe sie sich ganz dem Schreiben widmete, arbeitete sie in der Beratung von psychisch auffälligen und misshandelten Kindern und Jugendlichen. Ihre ehemaligen Klienten und deren Geschichten haben weiterhin großen Einfluss auf ihr schriftstellerisches Schaffen.

Bettina Münch, geboren 1962, arbeitete nach dem Studium als Kinderbuchlektorin. Heute ist sie freie Autorin und Übersetzerin und lebt mit Mann und Tochter in der Nähe von Frankfurt am Main.

Meredith Walters

Für uns
macht das Universum
Überstunden

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Bettina Münch

dtv

The logo for the publisher dtv, consisting of the lowercase letters 'dtv' in a bold, sans-serif font, with a thin, curved line underneath the letters.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2014 A. Meredith Walters (<http://ameredithwalters.com>)
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Reclaiming the Sand‹
Diese Ausgabe wurde vermittelt durch Claudia Böhme
Rights & Literary Agency, Hannover (www.agency-boehme.com)
© für die deutschsprachige Ausgabe:
2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Frauke Schneider
Umschlagbild: Getty Images
Lektorat: Britt Somann-Jung
Gesetzt aus der Minion 10/13
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71735-9

*Für Gwyn
Weil ich dir dieses Buch versprochen habe*

Prolog

Ellie

Ich bin ein schlimmer Mensch.

Ich tue schlimme Dinge.

Ich habe schlimme Gedanken.

Ihr werdet mich hassen.

Ihr werdet meine Entscheidungen verabscheuen.

Ihr werdet mich nicht verstehen.

Vielleicht empfindet ihr ein bisschen Mitleid. Eine Spur Trauer über die Frau, die ich geworden bin. Es ist schwer, jemanden, der so tief gesunken ist, nicht zu bedauern.

Aber *ihn* werdet ihr lieben.

Es ist schwer, das nicht zu tun.

Er ist alles, was ich nicht bin.

Er ist gut. Er ist freundlich. Er nimmt großen, aufrichtigen Anteil an anderen Menschen.

Er ist talentiert. Schüchtern. Auf eine Weise klug, von der ich nur träumen kann.

Er liebt aus tiefster Seele.

Er glaubt, wo ich zweifle. Er hat Erfolg, wo ich scheitere. Er blüht auf, wo ich welke und sterbe.

Warum will ein Mann wie er eine Frau wie mich?

Es ist eine Schande. Unmöglich. Völlig verkehrt.

Aber es ist so.

Er sieht Schönheit, wo andere keine sehen. Er hört Liebe, wo andere nur Schmerz hören. Er gibt mir die Kraft, etwas zu werden, vor dem ich mich gefürchtet habe.

Ihr werdet mich hassen.

Und ihn lieben.

Ich liebe ihn.

Er hat meine Welt verändert.

1

Ellie

Ich reichte dem gelangweilt aussehenden Mädchen hinter dem Postschalter den gelben Zettel. »Fach 113«, sagte ich ungeduldig. Das Mädchen sah mich nicht einmal an, als sie den Zettel entgegennahm, und wandte mir den Rücken zu, sobald sie mit Gähnen fertig war.

Eine Minute später kam sie mit einem kleinen braunen Päckchen wieder, das ich entgegennahm, ohne mich zu bedanken. Manieren waren nicht mein Ding. Das Päckchen fest umklammert, eilte ich aus dem Postamt. Ich fühlte prickelnde Erregung in mir aufsteigen, als ich die Straße überquerte und meine winzige Erdgeschosswohnung aufschloss.

Den traurigen Zustand der Verwahrlosung, in dem ich hauste, registrierte ich gar nicht. Das tat ich nie. Die abgestandene Luft roch säuerlich, aber das störte mich nicht. Das riesige Loch in der Decke, wo der Putz fehlte, spielte keine Rolle. Ich ging schnurstracks ins Schlafzimmer, schloss die Tür und legte das Päckchen auf die Kommode.

Mit gierigen Fingern riss ich es auf, zerrte das Seidenpapier heraus und ließ es zu Boden fallen. Meine Hände zitterten förmlich, als ich hineinfasste und die kleine detailgetreue Nachbildung des

Tadsch Mahal herausnahm. Voll ehrfürchtigem Staunen über das Geschick, mit dem dieses kleine Kunstwerk angefertigt worden war, strich ich sanft über die Skulptur in meiner Handfläche.

Dann stellte ich sie vorsichtig an ihren Platz zwischen den anderen Bauwerken von ähnlicher Größe und Qualität und bewunderte meine von Eiffelturm und Big Ben umrahmte Neuerwerbung. Daneben standen die Sphinx und das Opernhaus von Sydney, der Kreml und die Christusstatue von Rio de Janeiro. Alle waren wunderschön und der einzige sentimentale Luxus, den ich mir erlaubte.

Nachdem ich meine Sammlung um den Neuzugang erweitert hatte, ging ich hinaus und zog die Tür hinter mir zu, verwahrte meine Begeisterung und Freude dort, wo sie hingehörten. Eingesperrt in meinem tiefsten Innern.

Ohne mich groß umzuziehen, machte ich mich zu Fuß auf den Weg zur Arbeit, dem heruntergekommenen Minimarkt drei Häuserblocks weiter, in dem ich vierzig Stunden in der Woche verbrachte. Der Besitzer, Jeb, hatte erst in der Woche zuvor neue Fenstergitter angebracht, aber wie es aussah, hatte sich bereits jemand mit der Eisensäge daran zu schaffen gemacht.

Die Leute in dieser Stadt kannten keine Scham. Sie hatten keinen Respekt vor dem Eigentum anderer. Die Häuserblocks mit Geschäften und Wohnungen wirkten ungepflegt und vernachlässigt.

Wellston in West Virginia starb einen langsamen und qualvollen Tod. Und ich saß darin gefangen. Dieses Schiff würde mich mit in die Tiefe ziehen.

Als ich durch die Tür von JAC's Quick Stop trat, klagte die Glocke über mir wie eine gequälte Kuh. Der Laden war leer. Er war immer leer. Ich wusste selbst nicht genau, warum Jeb sich überhaupt die Mühe gemacht hatte, jemanden einzustellen. In diesem gottverlassenen Teil der Welt waren Kunden ebenso rar wie guter Geschmack.

Weil der Name JAC's Quick Stop ziemlich umständlich war, hatten ihn die Einheimischen auf JAC's verkürzt. Jeb hatte den Laden

ursprünglich nach seiner Schlampe von Exfrau benannt, Jemma Anne Crawford, die ihn mehr als zwei Jahre zuvor wegen eines pickelgesichtigen Pizzaausfahrers verlassen hatte, der zwanzig Jahre jünger war als sie. Es war ein Riesenskandal gewesen, aber irgendwann war der Klatsch unter der Last des echten Lebens erstickt, das alles andere als aufregend und wesentlich deprimierender war.

Wellston lag auf einem kleinen Fleckchen Erde in den Appalachen. Wir waren zwar keine Hinterwäldler, die es mit ihren Vettern trieben und Hühner im Haus hielten, aber es war ein Ort, an dem die Hoffnung schwand.

Für Bergarbeiter und deren Familien gegründet, war Wellston früher einmal ein prosperierendes, lebhaftes Städtchen gewesen. Aber dann waren die Black River Kohlegruben nach einem schrecklichen Unglück vor fünfundzwanzig Jahren pleitegegangen. Mehr als fünfzig Männer waren damals ums Leben gekommen und das Unternehmen hatte der öffentlichen Ablehnung und den Untersuchungen der betrieblichen Sicherheitsstandards durch die Behörden nicht standgehalten.

Also begannen die Leute, aus Wellston wegzuziehen, und zurück blieben nur die, die keinen anderen Ort hatten, an den sie gehen konnten.

Es passte irgendwie, dass die kleine Stadt immer noch mein Zuhause war. Der perfekte Platz für ein Mädchen ohne Plan. Ohne Zukunft. Ohne jemanden, den das wirklich interessierte.

Trotzdem war ich weder einsam noch verbittert. Ich hatte schon aufgehört, mich selbst zu bedauern, als ich mit sieben zu meiner dritten Pflegefamilie kam. Die Tränen waren getrocknet. Die Gefühle weggepackt. An ihre Stelle getreten war der pure Überlebensdrang.

Und hier war ich nun, zweiundzwanzig Jahre alt, mit Scheißarbeitszeiten in einem aussichtslosen Job, und lebte mein Leben in grimmiger Ergebnisheit.

Ohne den Jungen zu grüßen, der auf einem Hocker hinter dem Verkaufstresen saß, hängte ich Jacke und Tasche an den Haken hinter der Kasse. Er warf mir ein nervöses Lächeln zu, ehe er für mich den Platz räumte.

»Hi, Ellie«, sagte er mit sich überschlagender Stimme.

»Hi, Steve«, erwiderte ich. Mit einem überraschten Blinzeln sah er mich an, vermutlich weil ich ihn begrüßt oder mich an seinen Namen erinnert hatte. Das tat ich normalerweise nicht. Aber durch die Ankunft meines Päckchens war ich etwas freundlicher aufgelegt als üblich.

»Ich mache dann Schluss, wenn du jetzt da bist. Bis später?«

Steve ließ es wie eine Frage klingen. Erwartete er etwa eine Antwort? Warum sollten wir uns später noch sehen? Die Frage war dämlich. Aber Sechzehnjährige waren nicht gerade für ihren Scharfsinn bekannt.

Ohne ihm zu antworten, setzte ich mich auf den Hocker, holte die Zeitschrift unter dem Tresen hervor, die ich gestern dort liegen gelassen hatte, und schob mir einen Streifen Kaugummi in den Mund.

»Okay ... mach's gut«, sagte Steve in einem letzten vergeblichen Anlauf. Ich ignorierte ihn.

Schließlich ging er und ich war allein im leeren Laden.

Wenige Minuten später setzte die Langeweile ein und ich begann die Gänge entlangzuwandern, Dosensuppen alphabetisch aufzureihen und Nudelschachteln in verrückten Mustern anzuordnen. Damit vergingen ungefähr zwanzig Minuten meiner Arbeitszeit.

Blieben noch sechs Stunden.

Ich schnappte mir eine Dose Limo und eine Tüte Brezeln und kehrte an meinen Platz hinter dem Tresen zurück. Dann beobachtete ich den Monitor der Sicherheitskamera, die auf die Gasse hinter dem Gebäude ausgerichtet war.

Es war schon lustig, wie viele Vollpfosten einfach nicht kapierten,

dass dort eine Kamera installiert war. Besser als Reality TV. Während ich mir Brezeln in den Mund stopfte, sah ich zu, wie ein Pärchen bei den Müllcontainern zur Sache kam.

Ich konnte mir schönere Orte vorstellen, als es direkt neben verfaulendem Abfall zu treiben, aber jedem das Seine. Nur gut, dass es keinen Ton gab, sonst wäre das Ganze vollends zum Porno geworden.

Schließlich wandte ich mich vom Monitor ab und blätterte wieder in meiner Zeitschrift. Dann zog ich einen Prospekt heraus, den ich hinten zwischen die letzten Seiten gesteckt hatte, und strich die Knitterfalten glatt.

Black River Community College prangte in einer geschwungenen Schrift auf der Vorderseite. Es war eine bunte Hochglanzbroschüre mit schönen Fotos, die einem ins Auge fallen sollten. Lächelnde Studenten auf getrimmten Rasenflächen vor einem sonnigen Himmel.

Was für ein Haufen Schwachsinn. Ich war schon einige Male auf dem Campus des Gemeindecollages gewesen, aus reiner Neugierde, und er hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit den glänzenden Bildern, die ich vor mir hatte. Der Campus war hübsch, keine Frage, aber weit entfernt von der Perfektion, mit der sie hier hausieren gingen.

Ich hatte den Prospekt von einem Ständer in der Sozialklinik mitgenommen, als ich meine Freundin Dania zu ihrer allmonatlichen Schwangerschaftsuntersuchung kutschiert hatte. Er hatte mitten in einem Haufen Informationsmaterialien über gesundes Essen und sexuell übertragbare Krankheiten gesteckt.

Trotzdem war er mir aufgefallen. Und dann hörte mein Kopf einfach nicht mehr auf, an die Seiten mit den vielen Informationen zu denken. Die Adresse der Webseite. Die Telefonnummer. Nur einen Mausclick entfernt von einem völlig anderen Leben.

Der Gedanke ans College war verlockend, auch wenn ich mir

vorher noch nie erlaubt hatte, darüber nachzudenken. Dabei hatte ich es nicht mal geschafft, meinen Highschoolabschluss zu machen. Die Hochschulzulassung hatte ich in der Jugendstrafanstalt erworben, wo ich meine Zeit absaß, bis ich achtzehn war.

Ein Mädchen mit einem Vorstrafenregister und keinerlei Perspektiven war nicht gerade glänzendes Zukunftsmaterial. Trotzdem hatte ich die Broschüre in die Tasche gesteckt. Und dort war sie geblieben und hatte mir ein Loch ins Unterbewusstsein gebrannt.

Bis ich einige Tage später meinen Wahnvorstellungen nachgab und einen Anruf tätigte, der die Flugbahn meiner Welt komplett verändern konnte. Ich hatte im College einen Termin vereinbart, um über meine *Optionen* zu sprechen. Als ich auflegte, war mir kotzübel gewesen, so überzeugt war ich davon, einen schrecklichen Fehler gemacht zu haben.

Denn jetzt beschäftigte sich mein Geist mit *Möglichkeiten*.

Und wenn ich nicht sehr aufpasste, begann ich mir noch einzubilden, ich hätte irgendwelche *Chancen*. Für ein Mädchen wie mich war das die beängstigendste Form von Wahnsinn überhaupt.

Die Glocke gab einen Klage laut von sich und die Eingangstür schwang auf. Ich hörte ein Kichern und das unverständliche Flüstern eines Mannes.

»Hab ich mir doch gedacht, dass du hier bist.« Als ich den Kopf hob, sah ich die beiden, die es kurz zuvor wie die Karnickel in der Gasse getrieben hatten. Meine beste Freundin Dania Blevins, deren enges bauchfreies Shirt ihre anschwellende Babykugel sehen ließ, hing am Hals eines Kerls, den ich vage als Besucher unseres regelmäßigen Treffpunkts wiedererkannte, dem Woolly Mammoth Bar and Grill, ein paar Straßen weiter.

Dania schnappte sich ein paar Chipstüten und steckte sie in die Tasche. »Nimm dir, was du willst«, sagte sie zu dem Typen, der sich einen Schokoriegel und eine Packung Kaugummi griff, die er dringend nötig zu haben schien.

»Habt ihr vor, das zu bezahlen?«, fragte ich, wohl wissend, dass ich mir die Frage hätte schenken können.

»Echt witzig, Ells«, gluckste Dania, während sie die Gefriertruhe öffnete und sich ein Eis am Stiel herausholte.

Ich nahm die Eisverpackung, die sie mir entgegenstreckte, und warf sie hinter mir in den Abfalleimer. Ich würde daran denken müssen, etwas Geld in die Kasse zu legen, um ihren Fünf-Finger-Rabatt auszugleichen, bevor ich am Abend zumachte.

»Craig und ich sind auf dem Weg ins Woolly. Willst du auch kommen, wenn du hier fertig bist?«, fragte Dania, während sie an ihrem Eis schleckte und Craig einen lasziven Blick zuwarf.

Ich zuckte die Achseln, weil ich nicht zugeben wollte, dass ich keine Lust hatte, mit anzusehen, wie sie den ganzen Abend mit der Hand auf dem Bauch Jägermeister kippte. Sie war im vierten Monat schwanger. Und sie wusste, dass sie einen kleinen Jungen erwartete. Aber an ihrem Lebensstil änderte das überhaupt nichts.

Die Schwangerschaft war natürlich ein Unfall gewesen, das Resultat von Danias Promiskuität und fehlender Verhütung, was keine Entschuldigung für ihre Selbstsucht war. Sie sei katholisch erzogen worden und auf den »Rückzieher« als Form der Empfängnisverhütung abonniert, hatte sie gewitzelt.

Wie man sah, hatte das bei ihr prima funktioniert.

Jetzt war sie also zweiundzwanzig, hatte in fünf Monaten den Geburtstermin, rauchte immer noch wie ein Schlot und soff wie ein Loch. Wenn ich versuchte, irgendwelche Einwände vorzubringen, faltete sie mich zusammen. Und zwar richtig böseartig und gemein und meistens so, dass es auch der Letzte mitbekam.

Trotzdem war Dania meine älteste Freundin. Wir hatten zwei Jahre lang in der gleichen Pflegefamilie gelebt, ehe ich in den Jugendknast gewandert war.

Wir hatten uns vom ersten Moment an gehasst. Aber das spielte von dem Moment an keine Rolle mehr, als uns klar geworden war,

dass unsere beiderseitige Abneigung weniger wichtig war als die Notwendigkeit, uns gegenseitig vor unserem perversen Pflegevater zu beschützen.

Es war eine dem Überlebenstrieb geschuldete Freundschaft. Eher eine Notwendigkeit als ein natürliches Band zwischen Menschen, die sich wirklich mochten. Unsere Freundschaft wurde zu einer Art schlimmem Herpes. Sie war unangenehm und trieb einen manchmal in den Wahnsinn, hörte aber niemals ganz auf.

Dania war eine megatheatralische Schlampe mit einer großen Klappe und ernsthaft psychotischen Zügen. Sie hatte fast ebenso viel Zeit im Jugendhilfesystem verbracht wie ich. Ihre Mutter hatte sie mit zehn aufgegeben, nachdem ihr Vater gestorben war und die Frau mit dem außer Kontrolle geratenen Verhalten eines trauernden Kindes nicht mehr klarkam.

Was erklärte, warum es einen unmittelbaren Zusammenhang gab zwischen Danias Bedürfnis nach Liebe und der Häufigkeit, mit der sie die Beine breit machte. Ein Fall wie aus dem Lehrbuch. Der ihr eine ungewollte Schwangerschaft einbrachte, ohne dass sie die geringste Ahnung hatte, wer der Vater war.

Trotz all ihrer Fehler war Dania beinahe die Einzige, die in den beiden Jahren, die ich im Jugendknast saß, mit mir in Kontakt blieb. Fast jedes Wochenende kam sie unbeirrt mit dem Bus nach Mt. Hope. Und als ich nach meiner Entlassung nicht wusste, wohin, bot sie mir ihre Couch an.

Auch wenn mir ihre Entscheidungen nicht gefielen und ich mir ihretwegen ständig die Haare hätte raufen können, würde ich sie niemals im Stich lassen. So war ich nun mal. Treu bis an den Rand der Dummheit.

»Ich glaub nicht. Ich bin geschafft«, sagte ich gleichgültig. Dania kicherte, als Craig ihr an den Arsch fasste. Gleichzeitig schielte er lüstern zu mir herüber und heftete seine kalten dunklen Augen auf meinen alles andere als kleinen Busen.

Meine Freundin hatte wirklich ein gutes Händchen.

»Bist du sicher? Die ganze Truppe wird da sein.« Dania keuchte, weil Craig gerade etwas tat, an das ich nicht einmal denken wollte. Er stierte mich immer noch an, deshalb zeigte ich ihm den Stinkefinger. Sein Lächeln wurde breiter. Es schien dem Bastard zu gefallen.

»Dann erst recht nicht«, murmelte ich, während ich mich von dem Amateurporno abwandte.

»Was ist los mit dir?«, zischte Dania leise. Ich hatte sie verärgert. Sie mochte es nicht, wenn ich ihr widersprach. Und sie konnte einfach nicht verstehen, warum ich nicht total heiß darauf war, mit den gleichen armseligen Arschgeigen abzuhängen, mit denen wir schon in der Schule auf den Putz gehauen hatten.

Ich durfte ihr unter keinen Umständen erzählen, dass ich vorhatte, früh aufzustehen und zum Gemeindecollège zu fahren. Dass ich einen Termin vereinbart hatte, um mit einer Frau von der Studienbeihilfe darüber zu sprechen, ob ich es mir leisten konnte, einen Kurs zu belegen. Dass ich tatsächlich daran dachte, etwas aus meinem Leben zu machen. Und dass es mich nur runterziehen würde, weiter mit meinen sogenannten Freunden abzuhängen.

Das würde granatenmäßig in die Hose gehen und höchstwahrscheinlich mit Geschrei, Kratzern und ausgerissenen Haaren enden. Dania war eine verbissene Kämpferin und es brauchte nicht viel, um sie in Rage zu bringen. Ich hatte ihre fiesen Fingernägel schon häufiger zu spüren bekommen, als ich zählen konnte.

»Ich bin einfach nur k.o.«, setzte ich an, obwohl ich angesichts ihrer Stimmung bereits einzuknicken begann. Dania machte schmale Augen und stemmte die Hand in die Hüfte, als sie mich mit ihrem eindrucksvollsten Verarsch-mich-nicht-Blick musterte.

»Na schön. Ich komme rüber, wenn meine Schicht zu Ende ist. Haltet schon mal einen Shot für mich bereit«, sagte ich ergeben und war froh, dass Craigs Hände jetzt beide wieder sichtbar waren und sich nicht mehr unter Danias Rock befanden.

Die Glocke über der Eingangstür schrillte erneut, als jemand den Laden betrat, aber ich hob kaum den Kopf.

»Dann bis nachher, Schnecke«, trällerte Dania. Sie schnappte sich eine Packung Jolly Ranchers und eine weitere Getränkedose, die ich im Geiste auf meine Rechnung setzte.

Mit einem flüchtigen Blick auf Craig vergewisserte ich mich, dass er nicht wieder am Blickficken war, doch er sah woandershin. Sein Glück! Ich hätte keine Hemmungen gehabt, ihm seine schmierigen Augen auszustechen.

Sobald die beiden gegangen waren, stellte ich die Ellbogen auf den Tresen, stützte das Kinn in die Hände und ließ die Beine baumeln. Wenn man sich in dem winzigen Minimarkt umsah, war es schwer, nicht depressiv zu werden.

Ich hatte es nicht gerade weit gebracht im Leben. Nach meiner Entlassung aus dem Jugendknast war ich vollauf damit beschäftigt gewesen weiterzuleben. Das war alles. Zu mehr war ich nicht imstande gewesen.

Eine Bleibe finden. Essen im Bauch. Geld in der Tasche. Das waren meine einzigen Ziele gewesen. An mehr zu denken, hatte ich mir nicht zugestanden.

Zwei Jahre lang eingesperrt zu sein, während man darauf wartet, achtzehn zu werden, und ständig bangen muss, dass einem keiner wegen einer Tube Haargel etwas Spitzes zwischen die Rippen jagt, lässt die Seele verkümmern. Träume waren definitiv nicht erlaubt. Nicht, dass ich jemals große Träume gehabt hätte. Das Leben hatte alles Gute aus mir herausgeprügelt, bis nichts übrig geblieben war als die leere Hülle der Person, die ich jetzt war.

Und die Einlieferung in den Jugendknast war die Kirsche auf der ganzen Scheißtorte gewesen. Alles, was sie euch an Horrorstorys über das Gefangensein erzählen, damit ihr euch vor Angst in die Hosen macht, ist hundertprozentig wahr.

Es ist ein schrecklicher Ort. Er macht dich wütend. Und gemein.

Er sorgt dafür, dass du praktisch alles tust, um zu überleben. Da ich vom Überleben durchaus schon einiges verstand, bevor ich meine Zeit absitzen musste, hatte ich mir naiverweise eingebildet, besser als die meisten auf das vorbereitet zu sein, was vor mir lag.

Aber das war ein gewaltiger Irrtum gewesen.

Der ätzende Geschmack meiner eigenen Verbitterung hatte sich tief in mich eingebrannt. Er war immer da. Er ging niemals weg.

Das Quietschen von Sneakern auf dem abgetretenen Linoleumboden ließ mich ruckartig aufsehen. Bis auf das markerschütternde Geräusch war es totenstill im Laden. Ich sah einen braunen Wuschelkopf hinter einem Regal verschwinden und hoffte inständig, dass es nicht irgendein Arschloch aus der Highschool war, das sich irgendetwas unter den Nagel reißen wollte. Ich war nicht in der Stimmung, jemandem hinterherzulaufen. Herrje, wahrscheinlich würde ich ihn den ganzen Laden ausräumen lassen, so egal war es mir.

Ich zog den Collegeprospekt wieder aus der Tasche und betrachtete ihn eingehend. Würde ich das wirklich fertigbringen? Würde ich in den sauren Apfel beißen und nachsehen, was die große furchterregende Welt sonst noch für mich bereithielt?

Es kribbelte in meinem Nacken und ich begann mich heftig zu kratzen. Was zum Teufel? Als ich aufblickte, sah ich abermals den dunklen Schopf, der hinter einem Zeitschriftenständer verschwand. Irgendwas an diesem Minimarkt-Schleicher verursachte mir Unbehagen.

Ich sprang vom Hocker und band meine langen blonden Haare zu einem lockeren Pferdeschwanz. Dann krepelte ich die Ärmel hoch und steckte das winzige goldene Kreuz, das ich um den Hals trug, in meine Bluse. Man konnte man nie wissen und es war besser, gewappnet zu sein. Je weniger Angriffsfläche man bot, desto größer waren die Chancen davonzukommen. Das hatte ich schon vor langer Zeit gelernt.

Ich straffte die Schultern und reckte das Kinn. Im Demonstrieren

von Selbstbewusstsein war ich ein Profi. Ich war hart wie Stahl, das wussten alle. Sich mit mir anzulegen war keine gute Idee. Ich war bekannt in Wellston. Und seit ich im Gefängnis gesessen hatte, blieben die Leute erst recht auf Abstand. Jedenfalls die, die noch alle Tassen im Schrank hatten.

Ich benutzte zuerst die Fäuste und dann den Verstand. Mein Mundwerk handelte mir oft genug Probleme ein, die ich mit meinen Stahlkappen-Boots wieder aus dem Weg räumte. Ich ging keiner Auseinandersetzung aus dem Weg. Die Narben unter dem Kinn und am Haaransatz neben meinem Ohr waren der Beweis dafür.

Ich fühlte mich nicht gerne unbehaglich. Ich fühlte überhaupt nicht gerne etwas. Dieser Typ sollte sich nehmen, was er brauchte, und dann verschwinden.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte ich herausfordernd. Der Mann stand am Ende des Gangs und legte Sachen in einen Korb. Er hatte mir den Rücken zugewandt und alles, was ich sehen konnte, waren seine vorgezogenen Schultern in einem langärmeligen blauen Button-Down-Hemd, was Mitte Juli ziemlich merkwürdig war. Er hatte dunkle, zerzauste Haare, war mittelgroß, weder besonders muskulös noch schwächlich, und hatte schön definierte Arme.

Er drehte sich nicht um, als ich ihn ansprach, sondern fuhr fort, Sachen aus dem Regal zu nehmen und sie sorgfältig in seinen Korb zu legen, ohne auf mich zu reagieren.

»He! Ich hab Sie was gefragt!«, rief ich, während ich auf ihn zuing. Mit schlurfenden Schritten verzog sich der Typ in den nächsten Gang, sodass seine Sneaker auf dem glatten Boden quietschten. Warum hatte ich bloß das Gefühl, dass er vor mir davonlief?

Na ja, ich hatte diese Wirkung auf Menschen.

Mir wurde immer unbehaglicher, während ich ihm folgte. Zwar legte er nach wie vor Sachen in den Korb, aber mir fiel auf, dass seine Bewegungen jetzt eckiger und weniger kontrolliert wirkten. Sein Gesicht war immer noch abgewandt.